

Kleiner Bilderbogen.

Aus Wiener Kriegstagen.

Vor einem Ansichtskartenverschleiß. Die Auslage ist belagert, denn man sieht da die Bilder aller deutschen und österreichischen Heerführer. Eine Stimme jauchzt auf: „Da ist er ja, da schau! Schau dir ihn nur an! Der kann nicht besiegt werden. Dieser Kopf, diese Stirn, in jedem Zug steht: vorwärts! Herrlich! Ich muß ihn mir kaufen!“ Und die Stimme eilt in den Laden... Vor einem Jahr hing in derselben Auslage, an derselben Stelle der Harry Walben. Und dieselbe Stimme jauchzte auf: „Da ist er ja, da schau... ich muß ihn mir kaufen!“ Und eilte in den Laden...

Straßenecke. Mitten im Gewühl der eilenden Menge stehen zwei Menschen und nehmen Abschied. Kraft, Mut, Entschlossenheit, Zuversicht drückt die Gestalt des jungen Mannes aus, der die deutsche Uniform trägt. Mit all der Ueberzeugungskraft, all der Hoffnungsfreudigkeit seiner Jugend, spricht er auf die Frau ein, die ihn mit großen wehen Augen ansieht, an seinen Worten und Eröstungen vorbei. Sie möchte, will ihn ja so gerne verstehen, so gerne... ja, ja. Er spricht, spricht und spricht. Und sie schaut, schaut und schaut ihn stumm an... Dann drückt er ihre Hände, und fort ist er. Voll Mut, Entschlossenheit, Zuversicht, ohne sich umzukehren. Und sie steht da und schaut ihm nach. Schaut ihm stumm nach. Am liebsten würde sie weinen, fest weinen.

Ein Flüchtling kommt die Straße einher. Der Kasten hüllt ihn ein wie die Tradition von Vätern und Urvätern, als wäre er ein Stück seines Selbst, nicht bloß Kleid, Hülle. Sein Angesicht ist bleich, abgezehrt, verschwindet beinahe in dem Rahmen der strähnigen Locken und des langen weißen Bartes. Grenzenlose Müdigkeit ist in dem Schritt dieser

Küße, die in schweren Röhrenstiefeln stecken und sich mühsam heben. Müdigkeit eines Wanderers, der durch Jahrtausende ging, ohne Ruh, ohne Rast. An seiner Seite geht der Sohn, wie ein Abbild des Vaters. Derselbe Kasten, dasselbe Angesicht, derselbe Bart, nur dunkler; dieselbe, ganz dieselbe Müdigkeit, trotz seiner Jugend. Stumm kommen sie, und es ist, als hätten sie endlose Wege hinter sich. Und stumm gehen sie, und es ist, als hätten sie endlose Wege vor sich.

Stumme Szene in der Elektrischen. Eine wunderschöne Dame steigt ein. Ein junger Herr springt auf und eine höfliche Gebärde gibt ihr seinen Platz. Die wunderschöne Dame dankt mit einem Nicken. Sie sieht, der junge Herr steht und träumt von ihr... Bei der nächsten Haltestelle steigt ein verwundeter Soldat ein. Mühsam schleppt er sich mit seinem kranken Bein in den Wagen, Anstrengung und Schmerz verbeißend. Die wunderschöne Dame gewahrt ihn, springt auf und eine liebevolle Gebärde gibt ihm ihren Platz. Der Soldat dankt mit einem breiten Lächeln... Er sieht, die wunderschöne Dame steht, der junge Herr steht. Der Soldat sieht die wunderschöne Dame an, die wunderschöne Dame sieht den jungen Herrn an, der junge Herr sieht den Soldaten an. Und alle drei sehen drein, als gäbe es nichts denn Glück und Zufriedenheit auf dieser Welt.

In einem Reservespital. Die meisten sind froh in diesem Saal, nur ganz rückwärts, im letzten Bett, liegt einer ohne sich zu rühren, mit sehr bleichem Antlitz und Augen, die zur Decke starren. „Schwester, Schwester,“ kommt es plötzlich von dort her, „Schwester, ich möcht' ein Bier.“ Die Schwester läuft zum Direktor. „Geben Sie es ihm ruhig,“ sagt der, „es kann ihm nicht mehr schaden, ist sein letzter Wunsch.“ Die Schwester eilt zurück: „Gleich, gleich kriegen Sie's.“ Das Bier wird gebracht. Der Kranke erhebt sich, noch einmal, zum letzten Male, leuchten seine Augen auf. Voll Liebe und Dankbarkeit sieht er die Schwester an: „Schwester Marianne, Sie sein so gut.“ Und Schwester Marianne errötet, wie sie kaum mehr erröten konnte, und ein Glück steht in ihren Augen, wie noch nie, wenn ihr jemand etwas Liebes sagte. Mit beiden Händen nimmt der Kranke das Glas und trinkt. Dann legt er sich um und ist tot... Eine feine, zarte Hand drückt ihm die Augen zu...

Einige Damen geben täglich sechzig bedürftigen Musikern das Mittagessen. Ein mittelgroßer Raum, sechs Tische mit Wachstuch bespannt, auf jedem eine Vase mit Blumen. Die meisten von denen, die da sitzen, grüßen ganz schön, schlingen ihr Essen hinunter und sind schon wieder weg. Einer ist da, der sitzt mit der Hand vor dem Gesicht, wenn die Damen ihm die Speisen reichen. Ein italienischer Conte ist er und vermag es nicht anzusehen, daß er, der Cavaliere, der Robile, sich von Damen bedienen lassen muß. Die Wiener sind weniger schön. Denken „Essen is Essen“ und hampfen. Am gesuchtesten sind die Plätze beim Ofen. Dort sitzt auch der Komponist eines einst so bekannten Liebes, das alle Sänger sangen und heute noch so viele Drehorgeln spielen. Ein Blinder neben ihm sucht mit seiner Gabel noch einem Bissen im Teller, der bereits leer ist. Auch ein paar Flüchtlinge sind da. Vier Brüder, die in einer galizischen Stadt das beliebteste Streichquartett waren. Sie gönnen sich kaum den Bissen im Munde und packen die Mehlspeise sorgsam ein für Frau und Kind. Einer bittet, seine Frau mitbringen zu dürfen. Als man ihm bedeutet, die Ausspeisung sei nur für Musiker, meint er: „Meine Frau spielt so schön Klavier“...

Im Kriegskindergarten in den „entern Gründen“. Unartige Dingen, ausgelassene „Früchteln“, sollen hier zu gestitteten Kindern erzogen werden. Voll Stolz erzählt die junge Dame, die die Leitung über hat, dem Besucher von ihren Erfolgen. Wie lieb die Kinder seien, wie zugänglich für neuen Einfluß, und sogar das „Händewaschen“, das anfangs so gefürchtet war, sei nun selbstverständlich geworden. Ein kleiner blasser Bub, der einige Tage gefehlt hat, kommt zu ihr und reicht ihr die Hand. „Na, Franzl, wie geht dir's denn, hast arge Schmerzen gehabt im Hals?“ — „Dös scho, Freil'n Vena, aber“ — und seine Augen leuchten — „die ganze Zeit hab i mi net waschen brauchen!“

Das Vorzimmer eines Amtes. Hunderte von Flüchtlingen stehen da und warten. Der Amtsdienner (der Amtsdienner!) hat alle Mühe, sich der stoßenden, drängenden Frauen und Männer und der schreienden Kinder zu erwehren. „Sie haben jetzt viel Arbeit mit diesen Leuten, was?“ — „Na jo, dös scho, gnä' Herr, aber mein Gott, sö tan an jo leid, man hat do a Herz für sie, net wahr, san do a Menschen, wirkli wahr... ma muß do a Herz haben für die Armen...“ — in dem Moment drängt sich eine Frau mit einem schreienden Balg eng an ihn heran, um früher vorzukommen — „jetzt, wann's net schau'n, daß S' ruhig steh'n bleib'n, nacha wer i Ihna zeig'n, wie S' obi flieg'n über alle Stadwerk, Bagage dös elendigs... Na jo, gnä' Herr, is net wahr — san do a Menschen — — —“

Paul Zinner.